

SWR2 MANUSKRIFT

ESSAYS FEATURES KOMMENTARE VORTRÄGE

SWR2 Essay

Genau hinhören! Vom Populismus

Von Von Daniel Hornuff

Sendung: Montag, 25. September 2017

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Iris Drögekamp

Produktion: SWR 2017

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen

Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Archivton Alexander Gauland:

„Liebe Freunde aus Elsterwerda, ja, das war eine große Rede von meinem Freund Björn Höcke. Und ich bedanke mich gleich am Anfang dafür, weil ich heute, und Sie werden sich vorstellen warum, nochmal ein wenig persönlich werden will. Ich weiß jetzt, was ich früher nicht gewusst habe, was ein veritabler Shitstorm ist. Ja, liebe Freunde, ich habe etwas Richtiges gesagt, aber ein falsches Beispiel gewählt, das mir Journalisten vorgelegt haben. Das können Sie die eigene Dummheit nennen. Aber das, was ich gesagt habe und das, was ich ausgedrückt habe, das erleben wir in unserem Land und das hat Björn Höcke gerade völlig richtig beschrieben. Nämlich das, was hier auf diesem Schild steht: ‚Heute sind wir tolerant und morgen fremd im eigenen Land‘. Wir alle wissen doch inzwischen, dass es viele Eltern gibt, die ihre Kinder von der Schule nehmen, weil zu viele Ausländerkinder sozusagen die Sprache ruinieren, die in der Schule gesprochen wird. Dass es Menschen gibt, die ihre Häuser verkaufen, die nicht bestimmte Nachbarn haben wollen. Ich habe nur ausgesprochen, was jeder von uns weiß und was jeder überall in der Zeitung lesen kann.“

Sprecher:

Soweit der Jurist, Publizist und AfD-Politiker Alexander Gauland. Am 02. Juni 2016 verfolgten auf dem Marktplatz in Elsterwerda Hunderte seine Rede. Videomitschnitte der Veranstaltung belegen: Die Stimmung war nicht nur aufgeheizt, sondern offen aggressiv. Angestachelt durch eine kurze Ansprache, die Björn Höcke unmittelbar zuvor gehalten hatte, kippte Gauland nochmals einen kräftigen Schuss Öl ins Feuer. Seine Rede sollte sich im Verlauf zu einem Paradebeispiel populistischen Sprechens entwickeln.

Daher eignet sie sich in besonderem Maße zu zeigen, wie populistisches Sprechen funktioniert. Welchen Gesetzmäßigkeiten es folgt, was es so verführerisch macht. Populistisches Sprechen emotionalisiert. Es appelliert an die Gefühle. Es möchte Stimmungen freisetzen, Wut aufkochen, Hass schüren und die Welt in Gut und Böse teilen. Aber deswegen genügt es nicht, einfach nur wegzuhören. Wegzuhören würde bedeuten, den Populisten das Feld zu überlassen. Wegzuhören hieße auch, die Dinge geschehen zu lassen, die Auseinandersetzung mit den Feinden der offenen Gesellschaft nicht anzunehmen. Nicht-Hören-wollen, gezieltes Ohren-Verschließen ist die denkbar schlechteste Form, auf das populistische Sprechen zu reagieren.

Allerdings sollte man gleich mit einem alten Irrglauben aufräumen: Zuhören ist keine leichte Sache. Wirklich zuzuhören ist eine anstrengende, mühevollle Tätigkeit. Zuhören bedeutet, die eigenen Wertepreferenzen hintanzustellen. Zuhören ist eine Kulturtechnik. Wer wirklich zuhört, will nachvollziehen und verstehen. Und wer nachvollzogen und verstanden hat, weiß besser, wie das populistische Sprechen agiert.

Hören wir also, wie Populisten formulieren; wie sie ihre Sätze bauen; wie sie dramaturgische Spannungen erzeugen; und wie sie ihre Sicht auf die Welt in Sprache überführen und als ultimative Lösung für die Herausforderungen der Zeit präsentieren. Und schauen wir auch, in welchen historischen Traditionen ihr Sprechen steht. Denn wie jedes rhetorische Muster, verfügt auch der aktuelle Populismus über ein historisches Vorleben.

Alexander Gauland eröffnet seine Rede mit einer Referenz an seinen Bruder im Geiste.

Archivton Wiederholung:

„Liebe Freunde aus Elsterwerda, ja, das war eine große Rede von meinem Freund Björn Höcke.“

Sprecher:

Allen soll unmittelbar klar werden: Höcke und Gauland trennt kein Blatt Papier. Was Höcke denkt, ist Gauland heilig. Und was Gauland sagt, ist Höcke Gesetz. Gauland schmiedet eine politische Bruderschaft, indem er sich ehrerbietend auf Höcke bezieht. Wir zwei, so Gaulands Botschaft, sind die letzten standhaften Männer in einer aus den Fugen geratenen Welt. Zwei Männer gegen den Rest der Verblendeten, gegen die Übermacht der politisch Korrekten, gegen all jene, die nicht mehr in der Lage sind, die Dinge beim Namen zu nennen.

Nachdem Gauland seinem „Freund Björn Höcke“ diese Referenz erwiesen hat, kommt er umgehend auf sich selbst zu sprechen.

Archivton Wiederholung:

„Und ich bedanke mich gleich am Anfang dafür, weil ich heute, und Sie werden sich vorstellen warum, nochmal ein wenig persönlich werden will.“

Sprecher:

Damit bedient er eines der wichtigsten Elemente der populistischen Rhetorik: Der Bezug auf die eigene Person. Sie ist es, die sich den Zumutungen der eigenen Zeit und Gesellschaft entgegen stellt. Die Botschaft lautet: Seht her, ich bin mit meiner Person bereit, für das Wahre und Erforderliche einzustehen. An mir könnt Ihr Euch aufrichten, ich lebe aktiv vor, was Euch ebenfalls möglich ist.

Der Verweis auf die eigene Person im politischen Raum ist ein äußerst raffiniertes Verfahren. Einerseits dient die Person dabei als letzter Fels in der Brandung – und damit als ultimatives Vorbild. Vorbilder stiften Orientierung. Ihnen will man nacheifern. An ihnen kann man sich festklammern, wenn die Stürme zu toben beginnen. Andererseits ermöglicht der Verweis auf die eigene Person, einen Opfermythos zu konstruieren. Gauland suggeriert: Jetzt bleibt mir nur noch, meine eigene Persönlichkeit in die Waagschale zu werfen. Mit dem Gewicht meiner Person muss ich zeigen, was es heißt, für Integrität einzustehen; für Verlässlichkeit zu sorgen; für all das zu garantieren, was uns eine gesellschaftliche Mehrheit genommen und verboten hat. Mögen selbst öffentliche Einrichtungen und die Massenmedien korrumpiert sein – ich selbst trotz den Verhältnissen!

Archivton Wiederholung:

Ich weiß jetzt, was ich früher nicht gewusst habe, was ein veritabler Shitstorm ist. Ja, liebe Freunde, ich habe etwas Richtiges gesagt, aber ein falsches Beispiel gewählt, das mir Journalisten vorgelegt haben. Das können Sie die eigene Dummheit nennen.

Sprecher:

Tatsächlich sind es denn auch die Massenmedien, die ins Visier von Gaulands Schmähungen geraten. Er behauptet, von ihnen in die Falle gelockt worden zu sein. Entscheidend ist dabei, dass Gauland darauf beharrt, zwar das Richtige gesagt, sich aber im Beispiel vergriffen zu haben: erneute Suggestion von Standfestigkeit. Umso weniger dürfe er, das beharrliche Opfer, nun von seinen Überzeugungen abweichen. Der für das populistische Sprechen charakteristische Umschwung folgt auf dem Fuße. Gauland belässt es nicht dabei, sich selbst als die letzte wehrhafte Bastion zu empfehlen. Zusätzlich macht er deutlich, dass seine Überzeugungen nur widerspiegeln, was das Volk im Gesamten ohnehin denke, fühle, täglich erlebe – was es aber nicht frei und offen auszusprechen wage.

Archivton Wiederholung:

„Aber das, was ich gesagt habe und das, was ich ausgedrückt habe, das erleben wir in unserem Land und das hat Björn Höcke gerade völlig richtig beschrieben. Nämlich das, was hier auf diesem Schild steht: ‚Heute sind wir tolerant und morgen fremd im eigenen Land‘. Wir alle wissen doch inzwischen, dass es viele Eltern gibt, die ihre Kinder von der Schule nehmen, weil zu viele Ausländerkinder sozusagen die Sprache ruinieren, die in der Schule gesprochen wird. Dass es Menschen gibt, die ihre Häuser verkaufen, die nicht bestimmte Nachbarn haben wollen. Wenn man das in diesem Land nicht aussprechen darf, dann ist das die reine Unwahrheit und die reine Heuchelei. Ich habe nur ausgesprochen, was jeder von uns weiß und was jeder überall in der Zeitung lesen kann.“

Sprecher:

Mit wenigen rhetorischen Kniffen wendet Gauland das Blatt: Plötzlich erscheint er als Repräsentant einer zum Schweigen gebrachten Mehrheit. Er geriert sich als Anwalt des freien Denkens und ehrlichen Empfindens. Er gibt vor, mutig auszusprechen, was im Prinzip jeder weiß, aber keiner mehr bereit ist, öffentlich zu bekunden. Er bezieht sich dabei auf ein Banner oder ein Schild, das er offenbar unter den Anwesenden ausgemacht hat – was stimmen mag oder nicht: Nicht einmal seine Zuhörer können das in der Situation der Rede überprüfen. In jedem Fall unterstreicht er mit diesem Bezug erneut, in völliger Übereinstimmung mit den Anwesenden und dem Willen des Volkes zu stehen.

Wenn Gauland einen Satz mit der Formel einleitet: „Wir alle wissen doch“ – dann entwirft er eine Gemeinschaft von Menschen, unter denen es keine Unstimmigkeiten mehr gibt. Angesprochen wird ein kollektiver Körper, ein Subjekt aus vielen. Das homogene Wir erscheint als ein gigantisch großes Ich. In dieser imaginierten Gemeinschaft ist der Einzelne vollständig aufgehoben, weil diese Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen scheint, was den Einzelnen bewegt. Wenn alle wissen, was der jeweils andere weiß, befindet man sich auf gemeinsamem, und das heißt: auf sicherem Grund. Man teilt die gleichen Werte, die gleichen Überzeugungen, die gleichen Ablehnungen. Man ist nicht mehr als einzelner empört, sondern kann seine Empörung dadurch nobilitieren, indem man sich als Teil eines empörten Ganzen empfindet.

Was aber festigt diese Gemeinschaft? Wie stabilisiert sie sich? Warum sind Gemeinschaften, die aus populistischen Reden erwachsen, tendenziell *gefährliche* Gemeinschaften? Gaulands Rede gibt auch hier Aufschluss.

Die Gemeinschaft, die Gauland adressiert, ist im Kern eine, deren Mitglieder durch eine vermeintlich schicksalhafte Situation verbunden sind. „Heute sind wir tolerant und morgen fremd im eigenen Land“: So tönt es allenthalben auf rechtsextremistischen Demonstrationen. Gauland zeigt sich als offen rechtsextremistischer Geist, wenn er diese Parole bestätigend zitiert. Geschürt wird die Angst vor Überfremdung. Eine nahende Gefahr wird beschworen – so, als stünden Land und Kultur unmittelbar vor dem Kollaps; als werde all das, was den hier Lebenden teuer ist, von Menschen vereinnahmt, die keinen Anspruch auf dieses Land und seine Kultur haben.

Die Schicksalsgemeinschaft ist eine Gruppe von Menschen, die nicht bereit ist, sich einem aufgezwungenen Schicksal kampflos zu ergeben. Die Ohnmacht kehrt sich um und wandelt sich zur Entschlossenheit. Man will die Passivität abstreifen, man will aktiv, *endlich aktiv* werden. Man will die Missstände erst beim Namen nennen und dann durch gezielte Maßnahmen abschaffen. Der besonders harte Wille zur autoritären Macht wird aus der demütigenden Empfindung der Ohnmacht geboren. In einer solchen Stimmung fallen Feinheiten und Differenzierungen über Bord. Dabei sind sie alles andere als unerheblich. Besonders wichtig ist zum Beispiel, dass die Gemeinschaft, die Gauland im Blick hat, als eine solche Gemeinschaft überhaupt nicht existiert. Wer könnte schon sagen, was *das Volk* sein soll? Sind das alle Menschen mit einem deutschen Pass? Oder sind das nur Menschen, die mal auf einer Pegida-Kundgebung gewesen waren? Oder sind das etwa nur AfD-Mitglieder? Oder sind das all diejenigen, die so denken, wie Gauland denkt? Woher aber will man wissen, was und wie Gauland denkt? Und woher soll man wissen, was diejenigen tatsächlich denken, von denen gesagt wird, sie dächten wie Gauland? Mit Fragen nach der Substanz, nach den Inhalten, ist nicht zu klären, warum populistisches Sprechen ein politisch erfolgreiches Sprechen ist. Im Gegenteil: Wer kausal nachvollziehen möchte, was Populisten inhaltlich sagen, wird meist nur auf eine krude Ansammlung von Widersprüchen stoßen. Umso mehr muss es die Art und Weise des Sprechens sein, die dazu führt, dass sich Menschen von diesem Sprechen angezogen, aktiviert, emotionalisiert und, in welcher Weise auch immer, ernstgenommen fühlen.

Lassen Sie uns daher nochmals im Detail schauen, wie Populisten die Vorstellung erzeugen, die Zuhörenden seien Teil einer schicksalhaft verbundenen Gemeinschaft – einer Gemeinschaft, deren Mitglieder in irgendeiner Weise gleich beschaffen sein sollen. Die Idee dieser Gemeinschaft ist, dass ihre Mitglieder durch stärkstmöglichen Kitt miteinander verbunden sind. Dieser Kitt setzt sich aus zwei Elementen zusammen: Aus dem Wir und aus den Anderen. Das Wir bildet sich dadurch, dass es sich strikt von den Anderen abgrenzt. Und die Anderen unterscheiden sich von dem Wir, indem sie das zu begehren scheinen, was das Wir sein Eigen nennt. Es geht um nichts Geringeres als um die Frage nach dem guten Leben; und in diesem geht es um die Frage nach Besitzverhältnissen; es geht darum, ein empfundenes Anrecht auf einen mitteleuropäischen Wohlstand zu verteidigen und durchzusetzen. Welcher Kitt könnte stärker sein, um die Glieder einer Gemeinschaft untereinander zu verbinden? Hinzu kommt, dass die Sorge vor einem Verlust dieses Wohlstandes gemeinsame Kräfte mobilisiert. Während das Wir sein Anrecht auf den Wohlstand geltend macht, treibt es gleichzeitig die Sorge um, trotz dieses vermeintlichen Anrechts plötzlich weniger vom süßen Kuchen abzubekommen. Es spielt dabei keine Rolle, ob eine solche Sorge berechtigt ist oder nicht. Hat sich die Sorge um einen Verlust erst einmal im Bewusstsein festgesetzt, ist sie in der Welt – und damit eine Tatsache. Angesichts einer existentiellen Sorge handeln Menschen in der Regel nicht nach rational begründeten Wahrscheinlichkeiten. Die Sorge übernimmt die Regie. Umso mehr verfallen längst nicht nur rechte Populisten immer wieder darauf, die Sorgen der Menschen ernstnehmen zu wollen. Im Grunde hat sich die gesamte Kommunikationspraxis deutscher Spitzenpolitiker auf diese Formel eingeschworen. Wer in Deutschland nicht bereit ist, zu jeder sich bietenden Gelegenheit zu betonen, wie sehr er bereit ist, die Sorgen der Menschen ernstzunehmen, gilt als nicht mehrheitsfähig.

Es gibt allerdings noch einen anderen, viel entscheidenderen Satz, den alle populistisch Sprechenden verwenden – einen Satz, in dem sich all das manifestiert, was das populistische Sprechen rhetorisch auszeichnet. Streng genommen ist es noch nicht einmal ein vollständiger Satz. Eher handelt es sich um einen Satzanfang, um einen Auftakt, dem jeweils weiteres folgt. Dieser Satzbeginn lautet:

„Man wird ja wohl noch sagen dürfen, dass...“

– diese Formel garniert seit einigen Jahren in erstaunlicher Regelmäßigkeit öffentliche Reden auf Demonstrationen und in Parlamenten. Sie durchzieht publizistische Beiträge und Meinungsbekundungen in den Sozialen Netzwerken. Nicht zuletzt gehört diese Wendung zum Standardrepertoire vieler Statements in TV-Talkshows, Hörfunk-Diskussionsrunden und privater Zusammenkünfte, bei denen tagespolitische Fragen zum Thema werden. Es gibt wohl kaum ein anderes Satzfragment, das so klar denjenigen, der es benutzt, als Populisten ausweist. Gerade in Zeiten, in denen eine gesamtgesellschaftliche Krise vorzuherrschen scheint, erlebt dieses zwar kleine, aber enorm wirksame Fragment eine Konjunktur. Auffällig ist, dass es man dieses Fragment nicht unbedingt wörtlich benutzen muss, um zum Ausdruck zu bringen, was mit ihm gemeint sein soll. Alexander Gauland etwa benutzt diese Wendung nicht – dafür aber eine Variante, die im Prinzip dasselbe meint:

Archivton Wiederholung:

„Wenn man das in diesem Land nicht aussprechen darf, dann ist das die reine Unwahrheit und die reine Heuchelei.“

Sprecher:

Wichtigstes Merkmal des Satzes „Man wird ja wohl noch sagen dürfen, dass...“ ist, dass sein Sprecher vorgibt, einem Verbot entgegenzutreten. Dieses Verbot soll sich dadurch auszeichnen, dass es die freie Rede unterdrückt, die eigene Meinung untersagt und das eigenständige Denken verhindert. Der Sprecher suggeriert, mutig ein Tabu zu verletzen. Er inszeniert sich als jemand, dem es in ganz besonderer Weise um die Sache an sich geht; der nicht davor scheut, einer Mehrheit, einer Autorität, einer bestimmten und bestimmenden Elite zu widersprechen. Der Sprecher reklamiert seine Einzelstellung – und zwar eine überaus heldenhafte: Er gibt sich, auch hier wieder, als außergewöhnlich überzeugungsfest und höchst meinungsstark aus.

Wir haben es mit einer doppelten Wirkung zu tun. Auf der einen Seite wird daran erinnert, dass der Sprecher ein Einzelner, ein Solitär, ist – und zwar aus Gründen, die er selbst nicht zu verantworten hat. Er stilisiert sich zum Opfer der Verhältnisse. Auf der anderen Seite behauptet der Sprecher, einen Anspruch auf das Tatsächliche und Eigentliche zu haben. „Man wird ja wohl noch sagen dürfen, dass...“ heißt mit

anderen Worten: Man wird sich ja wohl noch mit seinem gesunden Menschenverstand Gedanken über die Welt machen und diese Gedanken ohne Angst vor Repressionen aussprechen dürfen. Wo kämen wir denn hin, wenn dies nicht mehr selbstverständlich sein sollte?

Der ‚gesunde Menschenverstand‘ fungiert in diesem Zusammenhang als rhetorischer Joker. Er wird immer dann gezogen, wenn die Mehrheit der Gesellschaft als entweder verblendet, uneinsichtig oder sogar indoktriniert charakterisiert werden soll. Ganz so, als seien die meisten überhaupt nicht mehr in der Lage, nach Prinzipien der Rationalität und Vernunft zu handeln; als seien sie fremdbestimmt und fremdgeführt; als existiere eine überwältigende und an allen Fronten vereinheitlichte Diskurslinie. Vielleicht ist Ihnen schon einmal der Begriff der „Schweigespirale“ begegnet. Es ist ein Begriff aus der Soziologie, und er bezeichnet ziemlich genau, um was es bei dem Satz „Man wird man ja wohl noch sagen dürfen, dass...“ geht. Entwickelt, geprägt und mehrfach variiert hat ihn im Verlauf der 1970er Jahre die Soziologin Elisabeth Noelle-Neumann. Mit dem Begriff der „Schweigespirale“ untersuchte sie das Phänomen, dass offenbar viele Menschen ihre öffentliche Meinungsbekundung an der veröffentlichten Meinung ausrichten. Will heißen: Ich sage öffentlich im Prinzip nur das, wovon ich meine, dass es sich mit den Auffassungen der Mehrheit der Menschen deckt. Folgt man Noelle-Neumann, bauen sich Gefühle der Beklemmung und der Verunsicherung bei all jenen auf, die insgeheim Auffassungen vertreten, die konträr zu einer vermeintlich offiziellen Meinungsrichtung stehen.

Somit setzt bei Menschen, die abweichende Meinungen vertreten, eine Spiral- und Sogwirkung ein: Sie empfinden eine Diskrepanz zwischen der eigenen Sicht der Dinge und den Sichtweisen der herrschenden Meinung. Über die Zeit vergrößert sich die Kluft zwischen der eigenen Meinung und der angenommenen Mehrheitsmeinung. Immer stärker empfindet sich der Einzelne ins Abseits gedrängt. Möglicherweise spürt er eine soziale Ausgrenzung, eine gesellschaftliche Isolation. Der so an den Rand versetzte Mensch erhöht nach und nach den Anteil seines Schweigens. In Debatten verstummt er. Zu sehr fürchtet er die Strafe der gesellschaftlichen Ächtung. Die ‚Theorie der Schweigespirale‘ ist wichtig zum Verständnis des populistischen Sprechens. Die Akzeptanz und die Offenheit gegenüber populistischem Sprechen hat etwas mit Erfahrungen der Entfremdung zu tun. Der wie auch immer zum Schweigen Gebrachte empfindet sich als entfremdet gegenüber der Mehrheitsgesellschaft und ihren wesentlichen Meinungen. Und so wird er auf seine

eigenen Überzeugungen zurückgeworfen. Er verhärtet und begreift seine eigene Meinung nur noch als Gegenentwurf zur angeblichen Mehrheitsmeinung. Am Ende richtet er sich in dieser konfrontativen Situation ein. Er geht davon aus, dass alles, was er denkt, gegen den Mainstream schwimmt: Ich gegen den Rest der Welt. Zugleich ermöglicht sein Schweigen, Bestandteil der Allgemeinheit bleiben zu können. Er bleibt in der Deckung und wird, sofern er seine eigene Sicht der Dinge nicht allzu deutlich ausstellt, weniger diskriminiert. Schweigen heißt, sich innerlich von den anderen zu entfernen und ihnen zugleich äußerlich, im alltäglichen Leben, zugehörig zu bleiben.

Bei aller Berechtigung, mit dieser Theorie die Wirkung des populistischen Sprechens entschlüsseln zu wollen, ist doch Vorsicht geboten. Die ‚Theorie der Schweigespirale‘ ist höchst umstritten. Sie beruht auf vielen, teilweise recht grundsätzlichen und entsprechend umfassenden Annahmen. So geht sie etwa davon aus, dass sich jeder immerzu am Meinungsbildungsprozess der anderen orientiere. Aber stimmt das? Wie stark gleichen Sie etwa ihre alltäglichen Entscheidungen wirklich daran ab, ob diese sich mit den veröffentlichten Meinungen vertragen? Und sind Sie nicht auch skeptisch gegenüber der Aussage, es gebe tatsächlich so etwas wie eine verbindliche veröffentlichte Meinung? Wo soll sie ihren Platz haben? Und durch wen konkret wird sie gebildet?

Vertreter der Schweigespirale-Theorie wenden ein: Die veröffentlichte Meinung hat durchaus ihren Platz – und zwar auf den Plattformen der klassischen Massenmedien. Dort habe sich längst eine linksorientierte politische Korrektheit eingenistet. Sanktioniert werde, wer es wage, sich den Sprachregelungen der Massenmedien zu widersetzen. Alexander Gauland hat diesen Umstand zum Kernbestand seiner Marktplatz-Rede gemacht.

Doch blendet dieser Einwand einen wesentlichen Punkt aus: Meinungen sind viel stärker kontext- und situationsgebunden, als dies die ‚Theorie der Schweigespirale‘ glauben machen möchte. Zu fragen wäre also, ob es sich bei Meinungstendenzen nicht eher um zeitlich begrenzte und medial gehypte Phänomene handelt. Gibt es nicht zumindest in demokratischen Gesellschaften zu jeder veröffentlichten Meinung immer auch eine Vielzahl alternativer Sichtweisen, Haltungen und Vorschläge? Zumal, wenn man bedenkt, welche enorme Bedeutung die Kommunikation innerhalb der Sozialen Netzwerke für das Leben der Menschen inzwischen spielt? Freilich

existieren auch dort etliche Filterblasen, in denen man sich bequem einrichten und sich die eigene Sicht der Dinge permanent bestätigen lassen kann.

Aber leben wir nicht alle ständig und immerzu in irgendwelchen Filterblasen? Ist denn eine soziale Existenz außerhalb solcher Filterblasen überhaupt denkbar? Ist nicht das soziale Leben – der Umgang mit Familie, Freunden, Kolleginnen und Kollegen – ein dauerndes Bewegen in äußerst kleinen Filterblasen? Gerade weil dies so ist und gerade weil es keine Möglichkeit gibt, außerhalb von Meinungsgemeinschaften zu existieren, ist klar, dass in offenen Gesellschaften niemand ein Monopol auf Meinungen durchsetzen kann. Im Gegenteil: Wer seine Meinung monopolisieren möchte, gerät selbst an den Rand der Gesellschaft. Zu groß ist das Bedürfnis der allermeisten Menschen, auf überstarke Meinungsbezeugnisse mit deutlichen Gegenmeinungen zu reagieren.

Hinzu kommt schließlich die möglicherweise übertriebene Annahme, dass jedes dringliche gesellschaftliche Thema auch moralisch codiert sei. Der Einzelne stehe also, sobald er sich öffentlich zu einem Thema positioniere, vor einem moralischen Richterstuhl. Dieser prüfe, ob die vorgetragenen Einlassungen mit den moralischen Selbstverständnissen der Mehrheitsgesellschaft übereinstimmen. Abweichungen auf diesem Feld würden nochmals ungleich härter bestraft. Denn sowohl eine andere Meinung zu vertreten als auch mit dieser Meinung an den moralischen Grundfesten einer Gesellschaft zu rütteln –, dies könne nur mit dem Ausschluss aus dieser Gesellschaft beantwortet werden.

Spätestens hier wird deutlich, dass die ‚Theorie der Schweigespirale‘ selbst einer ganz bestimmten Weltanschauung folgt. Es überrascht daher nicht, dass es gerade rechtspopulistische Politiker sind, die sich immer wieder auf diese Theorie beziehen – nicht, um ihr Sprechen zu erklären, sondern um zeigen, dass dieses Sprechen eine Art Notwehr darstellt. Man weiß sich schlicht nicht mehr anders zu helfen! Der Populist habitualisiert die Schweigespirale – nicht, indem er sich ihren Imperativen unterordnet, sondern, im Gegenteil, indem er sich als deren Überwinder in Szene setzt. Die Schweigespirale ist ein Strategiemittel des populistischen Sprechens. Was aber heißt dies für die Betrachtung des Populismus insgesamt? Muss vor diesem Hintergrund nicht auch das populistische Sprechen anders bewertet werden? Populistisches Sprechen verfügt über keinen eigenen weltanschaulichen Inhalt. Populismus ist eine rhetorische Technik. Populisten verwenden eine bestimmte Art und Weise des Sprechens – ohne dass dieses schon etwas über den Inhalt des

Gesprochenen aussage. Der Populismus kann sich auf keinen inhaltlichen Kern, auf keine nur ihm vorbehaltene Weltsicht berufen. Populismus ist keine Kommunikationsform, die eine bestimmte Kritik bereits in sich trüge.

Um diesen Gedanken zu verdeutlichen, lohnt es, bei der Soziologin Karin Priester nachzuschlagen. Im Jahr 2012 hat sie sich mit der Frage beschäftigt, welche Wesensmerkmale das populistische Sprechen auszeichnen. Priester zeigt, dass es sich beim Populismus um „kein[en] Substanz-, sondern ein[en] Relationsbegriff“ handelt. Mit anderen Worten: Im Populismus ist kein eigenes „Wertesystem“ enthalten. Priester vergleicht den Populismus deshalb auch mit einem „Chamäleon“. Populismus ist eine Art rhetorischer Opportunismus. So wenig der Populismus über eine ihm vorbehaltene Essenz verfügt, so stark lässt er sich in immer neue Bezugssysteme einspannen und für deren Anliegen verfügbar machen.

Somit wird deutlich, dass sich Populismus mit nahezu jeder Weltsicht bestücken lässt. Weil stets die gleichen rhetorischen Verfahren zur Anwendung kommen, klingen alle Populisten ähnlich – egal, ob sie von rechts- oder linksaußen, aus der vielbeschworenen Mitte oder von sonst irgendwo Position beziehen. Einmal diese Technik angewandt, haben sie sich in der Art und Weise ihres Sprechens ununterscheidbar gemacht.

Umso mehr fällt ein Hauptmerkmal auf, das für alle Formen des populistischen Sprechens gilt: Der Blick des Populisten ist stets von einem vermeintlichen Unten zu einem vermeintlichen Oben gerichtet. Populisten geben vor, unten zu stehen und nach oben zu schauen. Indem sie behaupten, die Sorgen und Nöte von Frau Müller und Herrn Maier aufzugreifen, wollen sie ‚die da oben‘ anklagen, wachrütteln und mahnend an ihre Verantwortungen erinnern. Entsprechend stark zieht der Populismus nicht nur das eigene Wir, sondern auch die Gruppe der Anderen, die Gruppe der zu Bekämpfenden zusammen: Populisten sprechen nicht nur von *dem* Volk und *den* Politikern; sondern ebenso von *den* Zuschauern, *den* Zuhörern und *den* Medien; von *der* Belegschaft und *der* Konzernführung; von *den* Patienten und *den* Ärzten – und dergleichen mehr.

Das Chamäleon Populismus passt sich also elegant und passgenau in nahezu jedes Milieu ein: In rechtskonservative Bewegungen ebenso wie in linksalternative Szenen; in gewerkschaftliche Organisationen ebenso wie in religiöse Zusammenhänge.

In der Zusammenschau solch unterschiedlicher inhaltlicher Anliegen fällt eine weitere argumentative Gemeinsamkeit auf: Populistisches Sprechen ist in seiner Stoßkraft

nämlich nicht nur von unten nach oben gerichtet. Ebenso resultiert es in den allermeisten Fällen aus einem kulturkritischen Geschichtsverständnis. Besonders deutlich wird dies erneut an den aktuellen Kommunikationsformen von Pegida, AfD und angrenzenden nationalistisch gestimmten Gruppierungen: Ihnen geht es wesentlich darum, den aktuellen gesellschaftlichen Zustand als Schwundstufe eines früheren Zustandes zu skizzieren. Früher war nicht nur alles besser, sondern vor allem auch in einer ganzheitlichen Form aufgehoben. Entsprechend wird die Gegenwart als Phase der Dürre und Depression verdammt. Die notorische Rede von der Verteidigung des christlichen Abendlandes, vom „Großen Austausch“, ist nichts anderes als das Ergebnis einer diffusen, stets aber persönlich empfundenen Sorge vor einem Verlust an Verbindlichkeiten, Sicherheiten, Eindeutigkeiten und Orientierungen.

Suggeriert wird eine Dynamik, die einen idealen Urzustand ins Wanken gebracht hat. Entworfen wird eine rückwärtsgewandte Utopie, die Vorstellung von der Wiederherstellung einer alten, ursprünglichen Ordnung. Allenthalben wird eine negative und sogar gefährvolle Abkehr von diesem Idealzeitalter proklamiert. Dieses gelte es wiederherzustellen, zu restaurieren und neu zu installieren. In einem solchen Geschichtsverständnis zeigt sich der aktivierende, machtorientierte Appell des populistischen Sprechens.

Allerdings: Die kulturkritische Tendenz des Populismus ist nicht *notwendig* antimodern geprägt. Zwar verbrüdet sich das kulturkritische Pathos gerne und oft mit antimodernismen Ressentiments. Bei Pegida, AfD und anderen ist aber gerade die Moderne, die westliche Moderne, die gegen eine angebliche Unterwanderung durch vormoderne Gesellschafts- und Glaubensformen geschützt werden müsse. Pegida will die fortschrittliche, westliche Moderne gegen den Einbruch einer angeblich rückständigen muslimischen Vormoderne verteidigen. Es soll also gerade kein ‚Zurück zur Natur‘ geben. Stattdessen geht es darum, den zersetzenden Einbruch antimoderner Horden mit allen Mitteln zu stoppen, die Errungenschaften der Moderne also zu retten. Daher die geradezu fanatische Orientierung des Rechtspopulismus auf die Flüchtlingsfrage. Dabei ist niemand existenzieller auf den Flüchtling als politische Figur und Mirage angewiesen als der Rechtspopulist. Die ununterbrochene Anrufung des Flüchtlings dient ihm als politische Legitimation. Die rückwärtsgewandte Utopie des Rechtspopulismus will die Zeit zurückdrehen – aber

nur bis zu dem Punkt, an dem die Vorherrschaft der westlichen Moderne wieder instand gesetzt und alte Feindbilder zementiert sind.

In diesen Dimensionen wird der Populismus zur gesellschaftlichen Gefahr. Der Rekurs auf eine ultimative Wahrheit, auf einen Zustand von Ganzheitlichkeit, eines kulturellen Vorsprungs, erzeugt politische Radikalisierung. Denn ein Verlust muss wettgemacht werden, und um das zu erreichen, greifen Populisten zu der Aufforderung, das Herumdoktoren an den Symptomen endlich einzustellen und das Übel jetzt oder nie an der Wurzel zu packen. Aus der Schweigespirale lasse sich effektiv nur dann ausbrechen, wenn man bereit sei, etwas zu tun. Es gelte, das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen, sich wieder zum Subjekt der Verhältnisse zu machen.

Erzählt wird erneut ein Narrativ der Viktimisierung – deren glückliches Ende im Freisetzen der Selbstermächtigungskräfte des Volkes liegen soll; Kräfte, die in den Dienst einer höheren Sache zu stellen sind.

Die Anrufung solcher Kräfte ist wie gesagt keine Spezialdisziplin rechter Bewegungen und auch kein Sondermerkmal rechtspopulistischer Politiker. Vielmehr ruft solche Kräfte nahezu jeder auf, der in einem politischen Raum um Zustimmung für seine Position und um Anerkennung seiner Person wirbt. Auch wenn dies oft und vehement bestritten wird: Populismus ist keine Technik, die nur diejenigen zur Anwendung bringen, die sich ohnehin in einem strikten Oppositionsdenken eingerichtet haben. Vielmehr ist Populismus eine spezifische Art und Weise des öffentlichen Sprechens, dessen sich nahezu alle politisch Aktiven bedienen.

Hören wir also, wie ähnlich Populismus klingt, wenn er von der vermeintlichen Gegenseite ins Feld geführt wird. Kanzlerkandidat Martin Schulz hat am 26. Juni 2017 im Rahmen des Außerordentlichen Bundesparteitags der SPD eine kämpferische Rede gehalten. Anhaltend enttäuschende Umfragewerte hatten nicht nur die Wahlkampfstrategie der Partei, sondern auch die Person Martin Schulz öffentlicher Skepsis und interner Kritik ausgesetzt. Der Parteitag war einberufen worden, um das lange erwartete Wahlkampf-Programm zu verabschieden. Im Vorfeld der Abstimmung ergriff nun Schulz das Wort, um sich und seine Partei in eine Konfrontationsstellung zum politischen Gegner zu bringen. Ziel war es, die Partei auf ein entschlosseneres Auftreten einzuschwören. Seine Rede geriet in der Folge zu einem Paradebeispiel populistischen Sprechens – nun allerdings nicht in einem

nationalistisch-rechtskonservativen Interesse, sondern auf Grundlage eines links-liberalen Selbstverständnisses. Gleich zu Beginn setzte Schulz alles auf eine Karte:

Archivton Martin Schulz (von Min. 1,42 bis Min. 2,28):

„Bevor wir aber zu dieser Verabschiedung kommen, will ich Euch, liebe Genossinnen und Genossen und liebe Gäste, eine Geschichte erzählen. Es ist die Geschichte von der ‚asymmetrischen Demobilisierung‘. Ein Meinungsforscher hat Angela Merkel im Jahre 2009 einen taktischen Rat gegeben. Ein bekannter Meinungsforscher, der ihr sagte: „Sagen Sie nichts. Nehmen Sie zu nichts Stellung. Beziehen Sie keine konkrete Position.“ Zugegeben, es war eine erfolgreiche Strategie. Während wir Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in allen Wahlkämpfen Konzepte vorstellen, Stellung beziehen; während wir uns mit unseren Ideen der öffentlichen Debatte und Auseinandersetzung stellen, wird auf der anderen Seite geschwiegen. Es gibt ja Angela Merkel. Das reicht ja. Ja – ein erfolgreiches Modell 2009. Auch ein erfolgreiches Modell 2013. Nicht mehr im Jahr 2017! Denn jedem muss klar sein, was das bedeutet.“

Sprecher:

Deutlich wird, dass auch Schulz eine strikte Freund-Feind-Stellung aufbaut. Es gibt Uns, die Genossinnen und Genossen, und es gibt die Anderen, personifiziert in Angela Merkel. Folglich steht das geschlossene und homogene Wir, die SPD, gegen eine einzelne Person. In ihr, so suggeriert Schulz, manifestiere sich die gesamte politische Macht des Gegners.

Diese politische Macht allerdings sei eine moralisch verwerfliche – denn Merkel richte ihr gesamtes Agieren einzig darauf aus, die einmal erlangte Macht zu erhalten.

Martin Schulz' Vorwurf ist ein doppelter: So gibt er zunächst vor, die Konkurrentin um das Bundeskanzleramt sei die Marionette eines machtstrategischen Kalküls. Die Amtsinhaberin erscheint als das Produkt eines ‚bekannten Meinungsforschers‘. Im Kern sei sie also gar kein handelndes, denkendes, entscheidendes politisches Subjekt, sondern lediglich Objekt eines ausgeklügelten Verfahrens. Daraus leitet Schulz nun die Feststellung ab, die gesamte politische Landschaft Deutschlands sei einer sukzessiven, weil gewollten De-Politisierung unterzogen worden. Merkel habe sich auf's Schweigen verlegt, sei zu einem parlamentarischen Neutrum geschrumpft

– und habe damit die gesamte bundesdeutsche Bevölkerung politisch eingeschläfert. Alles läuft, die Merkel richtet's, was braucht es da noch die Stimme des einzelnen! Schulz nutzt diese Beschreibung, um nun seinerseits den für Populisten typischen Umschwung zu zelebrieren. Anstatt nun inhaltliche Alternativen vorzuschlagen und das behauptete Vakuum durch konkrete Vorschläge zu füllen, stilisiert er sich und seine Partei als Opfer. Man selbst habe ja über Jahre hinweg immer wieder inhaltliche Substanz geliefert, habe sich eingebracht – wohingegen Merkel durch Nicht-Festlegen die politische Debatte unterbunden und damit Alternativen verunmöglicht habe. Merkel, so wird suggeriert, sei Auslöser einer gesamtgesellschaftlichen Schweigespirale.

Nicht nur im rhetorischen Muster, selbst in der inhaltlichen Argumentation gleichen sich die Redeweisen von SPD und AfD. In beiden Fällen wird ein Underdog-Status reklamiert und zugleich eine leere politische Hülle auf Seiten der Machtinhaber behauptet.

Noch offensichtlicher werden die Gemeinsamkeiten in den unmittelbar folgenden Passagen der Rede. Schulz belässt es nämlich nicht nur bei der für Populisten typischen Die-da-oben-und-wir-da-unten-Erzählung. Stattdessen nutzt er diese Erzählung, um sich den Anstrich eines besonders Unerschrockenen zu geben. Mit einem bewusst gesetzten Tabubruch versucht Schulz, sich als der letzte wache Geist in einem Meer der politisch Eingeschläfert zu präsentieren.

Archivton Schulz (2,28 bis 4,44):

„Ich erzähle die Geschichte nicht von ungefähr – die Geschichte von der ‚asymmetrischen Demobilisierung‘. Ich erzähle sie sehr bewusst. Jedem und jeder muss klar sein, was es bedeutet, wenn eine Regierungszentrale, wenn das Hauptquartier einer Regierungspartei systematisch beschließt, die Debatte um die Zukunft des Landes zu verweigern; wenn sie sagen: ‚Wir nehmen billigend in Kauf, dass die Menschen nicht zur Wahl gehen. Nein, im Gegenteil, wir fördern sogar bewusst das Absinken der Wahlbeteiligung, weil wir ja wissen, dass die sinkende Wahlbeteiligung zu Lasten der anderen geht.‘ Wenn ein Hauptquartier einer Partei und eine Regierungszentrale das Absinken der Wahlbeteiligung mit System betreiben, mit Vorsatz, als wahltaktische Maßnahme, dann nennt man das in Berliner Kreisen vielleicht ‚asymmetrische Demobilisierung‘. Ich nenne das einen Anschlag auf die Demokratie.“

Sprecher:

Mit beachtlichem dramaturgischem Gespür spitzt Martin Schulz seine Ausführungen zu. Nachdem die Geschichte von der Marionetten-Kanzlerin erzählt worden ist, führt er seine Partei zum eigentlichen Kern des Problems: Nicht die auf ‚stumm‘ gestellte Kanzlerin sei das Problem, sondern die systematische Ausweitung einer Diskurs-Unterbindung. Die von CDU-Seite gewünschte Demobilisierung begünstige eine allgemeine Depolitisierung, die ihrerseits dazu führe, dass die Menschen der Wahl fernblieben – und damit die Bildung neuer Mehrheiten unmöglich mache. Schulz dürfte ganz bewusst in diesem Zusammenhang von „Hauptquartieren“ und „Regierungszentralen“ gesprochen haben. In jedem Fall wählte er auffällig technokratische, geradezu militärisch klingende Begriffe, um die strategische Kälte des Gegners zu betonen. Und immer wieder wird die vermeintliche Abgehobenheit jener Kreise beschworen, in denen sich Merkel mit ihren Vertrauten herumtreibe. Schulz hingegen, standfest auf dem Boden der Tatsachen und zum Aussprechen der Wahrheit bereit, will in bester populistischer Manier die Dinge beim Namen nennen, will kein Blatt mehr vor den Mund nehmen, will endlich einmal laut und deutlich sagen, was eigentlich Sache ist: Mit der Wendung vom „Anschlag auf die Demokratie“ setzt er nun auf eine eskalierende Rhetorik. Mit einem der emotional am stärksten besetzten Themen unserer Zeit, der Rede von einem Anschlag, soll vor Augen geführt werden, was sich jeder wohl insgeheim dachte, aber bislang niemand auszusprechen gewagt hat. – So jedenfalls die Hoffnung, die sich an diese Passage gebunden haben mochte. Der Anschlag und sein Assoziationsfeld von Gewalt, Zerstörung, Leid und Terrorismus dient als rhetorischer Hebel: Mit seiner Hilfe will man die eigenen Kräfte verstärken, will emotionalisieren, um der Technokratie der Macht mit eigenen Mitteln entgegen treten zu können.

Martin Schulz geriert sich auf dem Bundesparteitag wie jenes Kind, dem Hans Christian Andersen in seinem Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ die entscheidende Schlusspassage gewidmet hat. Die Betrüger, die den Kaiser zuvor nur scheinbar in feinste Stoffe gekleidet hatten, findet sich in der Rolle des ‚bekannten Meinungsforschers‘ wieder. Sowohl der Kaiser als auch Angela Merkel scheinen blind jenen Versprechungen zu folgen, die andere ihnen geben. Und in beiden Fällen lässt sich das Volk blenden. Zwar mag es die Wahrheit hinter dem Schein erkennen – doch auszusprechen, wie die Dinge wirklich liegen, wagt niemand. Umso mehr braucht es den unverstellten Blick des Unschuldigen, des

Naiven, des Unkorruptierten, des Unbeugsamen. Bei Andersen übernimmt diese Rolle das Kind am Straßenrand:

Andersen (10 44-11:10):

„Endlich rief ein kleines Kind: ‚Aber er hat ja nichts an! Warum hat der Kaiser nichts an?‘ Da lief es von Mund zu Mund durch die Menge – erst leise: ‚Aber er hat ja nichts an! Warum hat der Kaiser nichts an?‘ – ‚Hört, was hat das Kind gesagt?‘ Und dann immer lauter: ‚Er hat ja nichts an! Er hat ja nichts an!‘, „

Sprecher:

Und auf dem Bundesparteitag ruft statt des Kindes Martin Schulz sinngemäß:

„Aber sie hat ja gar nichts zu sagen! Warum sagt die Kanzlerin nichts?“

Auch wenn sich nur die wenigsten politischen Populisten dieses Vorbildes bewusst sein dürften: Das Kind aus Andersens Märchens liefert ihnen das ‚role model‘ für ihr öffentliches Agieren. Sich zu gebärden wie jenes Kind, das schlicht nicht anders kann, als Tatsachen offen und ohne Kalkül auszusprechen – ein solches Gebaren verspricht einen unmittelbaren politischen Gewinn. Bei Andersen brauchte es nur des einen kurzen Ausrufs – und das „ganze Volk“, wie er schreibt, erkennt das doch eigentlich Unleugbare und spricht dieses denn auch aus. Der Populist weist sich selbst eine gesellschaftliche Auslöserfunktion zu. Es braucht, so denkt er, sein Insistieren auf dem Unumgänglichen, um die Dinge in Gang zu setzen: Es braucht den Schockmoment, die kurzzeitige Eskalation, um die anderen wachzurütteln und hinter sich versammeln zu können.

Der entscheidende Zusammenhang zwischen Populismus und Andersens Märchen ergibt sich daraus, dass das Kind nichts anderes als die Schweigespirale des Kaiserlichen Volkes durchbricht. Andersen inszeniert in seinem Stück ein Paradebeispiel dieser soziologischen Dynamik. Hier wie dort wird auf einen besonders klar blickenden Geist gesetzt, dem man die Kraft des unverstellten Ausdrucks zutraut.

Die populistische Offensive Martin Schulz‘ verrät aber noch ein anderes Merkmal. Denn sein Versuch einer rhetorischen Skandalisierung wurde just in jenem Augenblick lanciert, in dem Schulz und seiner Partei im Grunde alle Chancen auf einen Wahlsieg abhanden zu kommen drohten. Inhaltlich konnte die Partei bis zu jenem Bundesparteitag keine wirkliche Kontur gewinnen. Die Sozialdemokratisierung

der CDU war so weit perfektioniert worden, dass die SPD im Grunde kein eigenes Thema mehr besetzen konnte, um sich als führende und gestaltende Kraft zu empfehlen. Hinzu kam, dass der Hype um die Nominierung Martin Schulz' längst abgeflaut war. So gab es weder inhaltliche noch personelle Anker, an denen man das dahintreibende Parteschiff hätte vertäuen können. Als umso naheliegender erschien der Griff zum populistischen Mittel. In irgendeiner Weise musste doch die schier übermächtige Gegnerin zu überführen sein, irgendwie musste es doch gelingen, sich als das gewissenhafte Original in Erinnerung zu rufen!

Populismus ist also ein rettender Strohalm für in Seenot geratene politische Akteure. Hinzu kommt, dass die politische Figur Martin Schulz in besonderer Weise geeignet ist, die Instrumente des Populismus zum Klingen zu bringen. Selbst aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, baute ein Großteil seiner Glaubwürdigkeit auf dem Narrativ vom ehemaligen Bürgermeister aus Würselen aus, der es, ohne Abitur, bis in europäische Spitzenämter gebracht hatte. Die Erzählung vom selbstgemachten Aufstieg gehört zu den wirkungsstärksten Attributen populistischen Sprechens. Es aus eigener Kraft, wider alle Unwägbarkeiten, geschafft zu haben, suggeriert besondere Willensstärke. Zudem eröffnet es die Möglichkeit, sich eine herausragende Kompetenz für die Sorgen und Nöten der kleinen Leute zuzurechnen. Schließlich ist man einer von ihnen, weiß also, was es bedeutet, unter der Arroganz der Macht zu leiden.

Darüber hinaus bieten Aufsteigergeschichten die einmalige Gelegenheit, sich als Macher und Zupacker in Szene zu setzen – ein Stilmittel, das in der SPD eine gewisse Tradition genießt und in besonders virtuoser Weise zuletzt von Gerhard Schröder ausgespielt wurde. Peer Steinbrück versuchte während seines Kanzler-Wahlkampfes ebenfalls, diesen Trumpf zu nutzen. Auch er wollte sich vor allem als jemand vorstellen, der generell kein Blatt vor den Mund nimmt und einen Kurs der Eindeutigkeit gegen die vermeintlich idenfiniten Amtsinhaberinnen fährt.

Im Fall von Martin Schulz' deckt sich sein Auftrittsverhalten allerdings ziemlich genau mit jenen Selbstbildern, mit denen Donald Trump hausieren geht. Ist es bei Trump weniger der Aufstieg aus kleinen Verhältnissen, so dominiert dennoch die Erzählung von einem, der gelernt hat, die Dinge anzupacken, einzutüten und gewinnbringend im Interesse des Landes zu vertreten. Ironischer Weise hat sich Martin Schulz während des Wahlkampfes immer wieder dadurch hervorgetan, dass er Trumps Politik- und Sprachstil besonders vehement zu kritisieren versuchte. Implizit sollte

auch damit eine höhere Bereitschaft zum Klarsprechen gegenüber der Kanzlerin demonstriert werden. Ziel war es aber vor allem, Trumps populistisches Agieren als politisch illegitim darzustellen, ja Trump im Gesamten als eine antidemokratische Figur zu charakterisieren. Dass Schulz eine solche Konfrontation selbst mit nichts anderem als populistischen Mittel vollzog, beweist erneut, wie unumgänglich Populismus als Mittel der politischen Kommunikation scheinbar ist.

Gibt Schulz vor, den Populismus aus öffentlichen Debatten verdrängen zu wollen, trägt dies nur dazu bei, neue und nicht minder starke Bekenntnisse zu züchten.

Indem man den Populisten als Opportunisten verunglimpft, reklamiert man seinerseits eine besondere, übergeordnete weltanschauliche Identität. Letztlich aber wird damit das rhetorische Muster des Populismus nur übernommen – freilich unter dem Vorzeichen, das Gegenmodell zum Populismus zu verkörpern.

So bildet sich eine stille Koalition aus Populisten und vermeintlichen Anti-Populisten. Gegenseitig werfen sie sich wahlweise Abgehobenheit, Arroganz, Standesdünkel, Prinzipienlosigkeit und Charakterschwäche vor. Sie greifen zu moralisch besetzten Kategorien. Und jedes Mal bedienen sie sich populistischer Rhetorik. Gerade weil sich vor allem im politischen Streit nahezu alle Beteiligten als Vertreter von Personengruppen legitimieren, neigen sie in besonderer Weise dazu, zur Erreichung ihrer Ziele populistische Mittel anzubieten.

Was also heißt es, Populisten beim Sprechen zuzuhören? Letztlich bedeutet es, als versuchen zu verstehen, welche Interessen diese Personen jeweils verfolgen.

Gerade weil der Populismus aus sich selbst heraus keine Weltsicht erzeugt, muss er notwendig mit jenen Interessen angefüllt werden, die einzelne Personen oder Personengruppen verfolgen. Ob sie dabei von rechts, von links, aus der Mitte oder von sonstwo sprechen, ist unerheblich. Beim Zuhören geht es längst nicht nur um Stilfragen – sondern um die entscheidende politische Sache in einer demokratisch organisierten Gesellschaft: Zuhören ist die Voraussetzung der sozialen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung, es ist ein Grundprinzip der Demokratie. Wer das Zuhören aufgibt, streicht die Segel – und kündigt den politischen Streit auf. Nichts dürften Populisten aller Couleur daher mehr fürchten, als ihnen möglichst genau zuzuhören.